Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 84 (1988)

Heft: 1-2

Artikel: Auf- und absteigende Linien : Darstellungsformen und Darstellungsprobleme in autobiographischen Texten

Autor: Messerli, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-117638

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleine Beiträge und Kommentare

Auf- und absteigende Linien

Darstellungsformen und Darstellungsprobleme in autobiographischen Texten*

Von *Alfred Messerli*

In den *Flüchtlingsgesprächen* von Bertold Brecht treffen sich an «einem Tag mit schönem Wetter»[1] Ziffel und Kalle vor einem Bahnhofsgebäude. Nachdem sie sich über den seltsamen Beruf des Dichters Gedanken gemacht und sich diese wechselseitig mitgeteilt haben, fragt Kalle den Ziffel, ob er etwas Neues geschrieben habe. Dieser erwidert, er habe sich Punkte notiert und wünsche, ihm diese vorzutragen. Er liest:

«Schneeballschlachten. Butterbrote. Pschiererhans. Mutters Kopfweh. Zu spät zum Essen. Schulunterricht. Schulbücher. Radiergummi. Freiviertelstunde. Kastanien schütteln. Der Hund vom Metzger am Eck. Ordentliche Kinder gehen nicht barfuss. Ein Taschenmesser ist mehr wert als 3 Kreisel. Kluckern. Reifeln. Rollschuh. Meerrohr. Fenstereinschmeissen. Nicht gewesen. Sauerkraut essen müssen ist gesund. Vater will seine Ruhe haben. Zu Bett gehen. Otto bereitet seiner Mama Kummer. Man sagt nicht scheissen. Beim Handgeben in die Augen schauen»[2].

Und so geht das weiter. Wenn in diesem Text auch kein Ich zu erkennen ist, kann davon als einem Fragment einer Autobiographie gesprochen werden. Die Frage, die uns im folgenden leiten soll, stellt Kalle im weiteren Verlauf des Gespräches. Er fragt Ziffel: «Wie machen Sie das, dass das zusammen geht? Schreiben Sie einfach auf, was Ihnen in den Kopf kommt?»[3] Darauf Ziffel: «Keine Rede. Ich arrangiere. Aber mit dem Material»[4]. Bedeutsam ist Ziffels Rede wegen ihrer polemischen Spitze gegen eine einfache Lesart autobiographischer Texte. An ihnen liebt das lesende Publikum den unverstellten, den direkten Blick auf das, was man gemeinhin das Leben nennt. Es ist vermeintlich Authentisches (nach einem oberflächlichen Begriffe des Wortes), was die Lektüre so verlockend macht. Jene längst überwunden geglaubte Position eines Leopold von Ranke (1795–1886) ist in dieser Vorliebe für das autobiographische Genre erkennbar. Lesend hofft man Aufschluss darüber zu erhalten, *wie es eigentlich gewesen ist.*

Davon ist eine andere Position, die mittels psychologischer Kategorien wie Verdrängung oder Vergessen den faktischen Wahrheitsgehalt solcher Texte überprüft, um dadurch zu einer Relativierung des Aussagewertes der Texte zu kommen, nur um ein weniges verschieden. Beiden, der einfachen Identifizierung des Textes mit dem Tatsächlichen (dem Geschehen, den Fakten)

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, der am 30. April 1985 an der Universität Bremen gehalten wurde.

wie dem positivistischen Vergleichen mit einer ausserhalb des Textes liegenden geschichtlichen Wirklichkeit, entgeht jene «eigentümliche *Vermittlung objektiver Gegebenheiten mit subjektiver Bewältigung* bzw. die sprachliche Darstellung und Reflexion dieser Vermittlung»[5]. Im «Arrangieren, aber mit dem Material» ist diese Vermittlungsarbeit mitgemeint, wenn auch Brecht mehr den konkreten, handwerklichen Aspekt dieses Prozesses im Auge hatte. Der konstruierenden, montierenden, fingierenden Arbeit des Schriftstellers wird durch die einschränkende Konjunktion *aber* der Stoff zugewiesen, mit dem das zu geschehen hat. Diesem Umsetzungsprozess, der darin besteht, das erinnerte Material sprachlich darzustellen, möchte ich nun genauer nachgehen. Nach welchen Mustern verläuft er?

Eine erste Vermutung: der Art und Weise, das Material zu organisieren, den *modi di raccontarsi* (Luisa Passerini)[6], liegen bestimmte Bilder und Wertvorstellungen zugrunde. Man könnte diese Bilder – in Anlehnung an August Langen – *Anschauungsformen*[7] nennen. Sie ermöglichen dem Autobiographen, einen so komplexen und inkohärenten Gegenstand wie ein Menschenleben zur zusammenhängenden und kommunizierbaren Darstellung zu bringen. Geläufige Anschauungsformen sind die Lebenstreppe, die Metapher von der Pilgerfahrt, vom breiten und vom schmalen Pfad. In Benjamin Franklins (1706–1790) Autobiographie findet sich gleich am Anfang die Bemerkung, er wollte, wäre das ihm vergönnt, sein Leben noch einmal «von einem Ende bis zum anderen durchlaufen». Und er fährt weiter: «Ich würde mir nur das Recht der Schriftsteller ausbedingen, bei einer neuen Ausgabe ihrer Werke die Fehler der ersten zu verbessern»[8]. Im Bild vom Leben als einem Buche ist Franklins Erfahrung als Buchdrucker gegenwärtig. Diese «Übersetzungsleistung» klingt als Problem an, wenn Ulrich Bräker (1735–1798) in seiner Autobiographie *Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg* im dritten Kapitel mit der Überschrift *Mein fernstes Denken (1738)* versichert, er könne sich gewiss «so weit hinab – oder hinauf – wo nicht gar bis auf mein zweytes Lebensjahr zurückerinnern»[9]. Ein zeitliches Kontinuum wird andeutungsweise in ein Bild übertragen, wobei die Optik des Hinauf- oder Hinunterschauens unentschieden bleibt.

Der Lebenslauf aber ist nicht nur für jene, die ihr Leben aufschreiben, eine erzählbare Grösse. Bräker berichtet, wie er als Bedienter des preussischen Werbeoffiziers Markoni fest an sein Glück geglaubt habe: «Zudem kam mein Herr tagtäglich mit allerley Exempeln von Bauern die zu Herren worden, und andern Fortunaskindern angestochen (der Herren die zu Bettlern worden, that er keine Meldung) und versprach selber, an meinem fernern Fortkommen wie ein treuer Vater zu arbeiten u.d.gl.»[10].

Überhaupt ist die Neigung, so führt Bräker an einer anderen Stelle aus, vom eigenen Leben zu erzählen, eine allgemeine. Man ist in die eigene Lebensgeschichte verliebt: «[...] das Entschuldigen und sich selbst alles zum Bessten deuten [muss] etwas ganz natürliches seyn»[11]. Und weiter: «[...] wer hörte nicht schon manches alte, eisgraue Bäuerlein von seinen Schicksalen, Jugendstreichen u.s.f. ganze Stunden lang mit selbstzufriedenem Lächeln so geläufig und beredt daherschwatzen, wie ein Procurator, und wenn er sonst der grösste Stockfisch war»[12].

Die Lektüre anderer autobiographischer und biographischer Texte macht den Verfassern ihrer eigenen Lebensgeschichte den Vorstellungskomplex

«Lebenslauf» mit seinen Phasen wie Kindheit, Jugend, Lehr- und Wanderjahre usw. vertraut. Heinrich Bosshard (1748–1815), ein Tagelöhner und späterer Bauer und Geometer aus Rümikon bei Winterthur, hat in jungen Jahren mit grosser Freude die *Parallelbiographien* Plutarchs (ca. 50 n. Chr. – 125) in der deutschen Übersetzung von Kind gelesen[13]. In einem Brief vom 13. März 1796 schreibt er an seinen Mentor und späteren Herausgeber seiner Lebensgeschichte, den Schaffhauser Pfarrer Johann Georg Müller (Bruder des Historikers Johannes von Müller), er sei in diesem Winter in Zürich gewesen: «Da sagte mir ein Freünd, ob ich auch Ihres Buch gelesen; Bekenntnisse merkwürdiger Männer über sich selbst – ich muss gestehen, da war ich böss auf Sie dass Sie mir auch gar nichts darvon sagten – allein mein Freünd gabe mir Aufschluss – warum Sies' nicht thaten – so wenig ich mehr lesen kann – so gern lese ich Lebensgeschichten – ich schaffte mir das Buch an und ich muss gestehen, es machte mir sehr viele Freüde. [...] oft denke ich bey Lesung der Lebensgeschichten – wie muss doch der Mensch – durch so viele Thorheiten durch – wann die ausgezeichensten Menschen – so viel Schwaches haben – wie muss doch Gott so vieles gut machen – an der ganzen Welt – doch wo kome ich hin?»[14]

Die Lektüre anderer autobiographischer Texte setzt neue Massstäbe, mit denen sich der Verfasser auseinandersetzen muss. Ulrich Bräker fällt das Wirre an seinem geschriebenen Lebenslauf auf. Die Dinge scheinen ihm unschicklich und nicht am rechten Orte zu stehen. Doch er weiss nicht, wie er es anstellen und das Ganze in eine gehörige Ordnung bringen soll. «[...] sonst hätt'ich's flugs auf diesen Fuss, z. B. nach dem Modell eines Heinrich Stillings umgegossen»[15]. Der Modellcharakter von Autobiographien anderer erlaubt dem Erzähler, sich davon abzugrenzen. Jakob Kreis (1851–1922), ein Fabrikarbeiter und schreibender Autodidakt, beginnt das Kapitel *Abschied von den Kinderjahren* mit einem bedeutsamen Vergleich: «In den Biographien grosser Männer heisst es beim Eintritt ins reifere Jugendalter gewöhnlich: Nachdem er die Schulen seines Heimatortes durchlaufen, kam er aufs Gymnasium nach R., um sich dann nachher auf den Universitäten in X. für den erwählten Lebensberuf auszubilden usw. Bei meinesgleichen von jenen Zeitgenossen dürfte es lauten: Nachdem er zur grossen Beruhigung seiner armen Eltern endlich der Alltagsschule entlassen wurde, kam er in die Weberei oder Spinnerei seines Heimatortes, um sich da frühzeitig für den Kampf ums Dasein einzuüben. Ja, auch bei mir war dies der Fall [...]»[16].

Die historische Wahrheit einer Lebensgeschichte aber ist keine blosse Reproduktion (Georg Simmel), sondern eine geistige Aktivität, die «aus ihrem Stoff – der als innerliche Nachbildung gegeben ist – etwas macht, was er an sich noch nicht ist, und zwar nicht nur durch kompendiöses Zusammenfassen seiner Einzelheiten, sondern indem sie von *sich* aus Fragen an ihn stellt, das Singuläre zu einem Sinn zusammenfasst, der oft gar nicht im Bewusstsein ihres 'Helden' lag, indem sie Bedeutung und Werte ihres Stoffes aufgräbt, die diese Vergangenheit zu einem ihre Darstellung für *uns* lohnenden Bilde gestaltet»[17].

Das gilt für die Geschichtsschreibung so gut wie für die Autobiographie; das Darstellungsproblem ist für beide dasselbe: «Jede Darstellung [...] muss ihrem Wesen nach manches auslassen, und in der Historie wie überall sonst ist es ein Kennzeichen dafür, dass es jemand verstanden hat, einen Gegen-

stand zu organisieren, wenn er weiss, was er ausscheiden muss, und wenn er sich zutraut, zu behaupten, dass einige Dinge wichtiger sind als andere»[18].

Der Entscheid, ob etwas weggelassen oder hingesetzt werden soll, orientiert sich an der Relevanz dieser Sache für das «Ich» der Lebensgeschichte. Was aufgeschrieben wird, ist wert, aufgeschrieben zu werden. Johann Christoph Sachse (1761–1822) schreibt in seiner 1822 zum erstenmal gedruckten, von Goethe herausgegebenen Autobiographie *Der deutsche Gil Blas* von einer Nachtreise, von der er nichts Merkwürdiges zu berichten wisse, «als dass wir noch einige Lebensmittel, aber nichts zu trinken hatten, und oft Nebenausgaben bezahlen mussten [...]»[19]. Die Behauptung Arthur C. Dantos, wir verfügten über intuitive Kriterien (intuitive ideas), etwas als zu der Lebensgeschichte gehörig oder als bedeutungslos zu erkennen, bedarf der Korrektur. Es ist mit Gründen zu vermuten, dass solche Kriterien von der jeweiligen historischen Epoche, von der sozialen Lage des schreibenden Subjekts, von seinem individuellen Schicksal abhängig sind. Was wert ist, erzählt zu werden, beantwortet sich je nach Zeitpunkt, in welchem die Frage gestellt wird.

Die Selektion ist Bedingung, und zwar notwendige Bedingung beim Schreiben der Lebensgeschichte. Ohne die Unterscheidung in Bedeutsames und Unwichtiges liesse sich das eigene Leben nicht erzählen. Man denke sich einen idealen Chronisten, der alles und jedes festhielte. Dieser, wir wollen ihn nach seinem «Erfinder», dem französischen Mathematiker und Astronomen Pierre-Simon de Laplace (1749–1827) *Laplaceschen Dämon* nennen, vermöchte keine Geschichte zu erzählen. Hoffnungslos wäre er seinem immensen Datenmaterial ausgeliefert. Er wäre nicht imstande, eine Geschichte mit Anfang, Mitte und Ende zu konstruieren, «denn die ideale Chronik liefe auf eine Art Verdoppelung der Wirklichkeit hinaus [...]»[20]. Der Autor aber muss entsprechend seinen Auswahlkriterien das Material raffen, um eine sinnhafte und kohärente Geschichte verfassen zu können. Thomas Mann nennt diese Technik im Joseph-Roman *Aussparung*. Sie sei wohltätig und notwendig, da es auf die Dauer völlig unmöglich sei, «das Leben zu erzählen, so, wie es sich einstmals selber erzählte. [...] Wer es sich in den Kopf setzte, würde nicht nur nie fertig, sondern erstickte schon in den Anfängen, umgarnt vom Wahnsinn der Genauigkeit»[21]. Ein solches Unterfangen erwägt Ulrich Bräker im 76. Kapitel, das eine allgemeine Übersicht über die Jahre 1782 bis 1785 geben soll: «Wollt' ich wie ich's ehedem etwa in meinen Tagebüchern gethan alle Begegnisse meines Lebens, die im Ganzen alle Erdenbürger mit einander gemein haben, auch nur diese vier Jahre über erzählen, ich / könnte ganze Bände damit füllen: [...] Aber der närrische Schreibhang hat sich um ein gut Theil bey mir verloren. Ursache. Erstlich geben mir meine Geschäfte, je länger je mehr zu denken und zu thun. Die Haushaltung verwirrt mir oft beynahe den Kopf, und zertrümmert das ganze schöne Spinngewebe meiner Authorsconcepte. [...] Und so bleibt mir vollends oft wochenlang zum Schreiben nicht ein Augenblick übrig [...]»[22].

Der Autobiograph schaut von einem späteren Zeitpunkt auf die Ereignisse zurück. Die zeitliche Distanz erlaubt es ihm, an den vergangenen Dingen mehr wahrzunehmen, als es einem Augenzeugen zu jenem nun historischen Zeitpunkt je möglich gewesen wäre. Durch den Vorgriff auf das Ende gewinnt er einen Standpunkt, den «einzunehmen gegenüber wirklichen Ereignissen nur nachträglich möglich ist»[23].

Das Mehr an Wissen des Erzählers seinen Figuren gegenüber (dem allmächtigen Erzähler im Roman vergleichbar) ist bedeutsames Merkmal der Autobiographie. Und so, wie der Autor damals nicht wusste, wie sich die Dinge entwickeln werden, ist es nun der Leser, der darüber im Ungewissen gelassen wird. In andern Worten: Das Ich der Autobiographie (der Autor, die erzählende Figur) setzt den Leser in «dieselbe» Unkenntnis über den weiteren Verlauf der Lebensgeschichte, wie sie dem historischen Ich zu Rate stand. Immerhin weiss der Leser, dass die Geschichte gut endet, denn wenigstens vermochte der Erzähler seine Lebensgeschichte zu verfassen. Das Wie-ist-es-Möglich erschliesst sich jenem im Lauf der Erzählung Schritt für Schritt.

Stanisław Lem hat diese autobiographischen Prämissen klar formuliert. Er spricht von dem unverwirklichbaren Vorhaben, seine Kindheit in ihrem «reinen Zustand» aus seinem ganzen Leben herauszupräparieren, «so, als ob es die sie nachher bedeckenden Schichten des Krieges, des Massenmordes, der Ausrottung, der Nächte im Keller bei Luftangriffen, der falschen Identität, des Versteckspiels, der Gefahren niemals gegeben hätte. Denn zweifellos hat es ja das alles nicht gegeben, als ich ein Kind beziehungsweise ein sechzehnjähriger Oberschüler war. Ich habe aber ein Zeichen im Text gesetzt [...], das signalisieren sollte, was ich nicht alles zu verschweigen habe [...], indem ich, so ganz nebenbei, die Bemerkung fallen liess, dass jeder Mensch mehrere, untereinander stark differierende, Autobiographien zu verfassen imstande ist, je nach dem ausgewählten Blickpunkt und Auswahlprinzip»[24].

Aber nicht nur die mit Willen vorgenommene Auswahl ist bedeutsam. Auch jene unwillkürliche eines von Fall zu Fall sich erinnernden Ichs verdient, in Betracht gezogen zu werden. In einem Gespräch zwischen dem Philosophen Guy Lardreau und dem französischen Mediävisten Georges Duby über das Handwerk des Historikers und über methodologische Probleme bei der Rekonstruktion einer vergangenen Geschichtsepoche wirft jener die Frage auf, ob das Gedächtnis (hier allerdings in einem kollektiven Sinne) nicht einfach ein Herrschaftsinstrument sei (G. L.: «Mais n'est - ce pas, tout simplement, que la mémoire est un instrument de maîtrise?»[25] Georges Duby präzisiert: Das Gedächtnis bewahrt im Grunde nur das Aussergewöhnliche auf; Alltägliches geht dabei verloren (G. D.: «Et cela veut dire que la mémoire ne retient au fond que l'exceptionnel. Tout le quotidien, tout le vulgaire sont laissés de coté, à jamais»[26].

Für eine Sozialgeschichte oder Volkskunde, die sich eben für dieses Alltägliche interessieren, sind Stellen in Autobiographien wie diese - der Verfasser war der blinde Jakob Birrer (geb. 1800) aus Luthern im Kanton Luzern - besonders schmerzhaft: «Wenn ich dächte, meine Leser wären Liebhaber vom Gähnen, so wollte ich ihnen meinen Bücherwandel und Bücherhandel [J. B. war Kolporteur] Schritt für Schritt, lang und breit erzählen. Ich wäre im Stande, ihnen zu sagen, wie man mir in jedem Flecken, Dorf und Dörflein begegnete, wo ich viel, wo wenig angebracht, wo zu Mittag und wo zu Nacht gespiesen habe. Allein ihr rufet mir zu: 'Verschone uns mit solchem Zeug'»[27].

Und Werner Mooser (1886–1965) beendet seinen Bericht über seine Lehrzeit als Bäckerlehrling auf ebendiese Weise: «Um den Leser nicht zu langweilen, möchte ich hier nicht länger weiter die Leiden eines armen Lehrbuben schildern»[28].

Immer wird man in den Autobiographien statt auf Fakten auf Geschichten

stossen. Jene sind lediglich das Rohmaterial, dem in der Niederschrift eine ordnende Sinndeutung zuteil wird[29], und die kann nur eine je eigene sein: «Aber wahrlich, ich beschreibe diese Szene nur zu genau und mache sie so gar wichtig, als ob ein solches Scheiden etwas ganz Aussergewöhnliches wäre. Der Leser möge verzeihen, die Gemüther sind eben gar verschieden; das eine Herz fühlt so, das andere anders und ein drittes oft gar nicht»[30].

Anmerkungen

[1] Bertold Brecht: Flüchtlingsgespräche. In: Gesamtausgabe. Prosa Band 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1965, 177.

[2] ebd. 179.

[3] ebd. 181.

[4] ebd. 181.

[5] Theodor Schulz: Thesen zur wissenschaftlichen Erschliessung autobiographischer Quellen für pädagogische Erkenntnis. In: Neue Sammlung 18 (1978), 324–332, hier 325.

[6] Anna Bravo, Luisa Passerini und Simonetta Piccone Stella: Modi di raccontarsi e forme di identità nelle storie di vita. In: Memoria. Rivista di Storia delle Donne 8 (1983), 101–113.

[7] August Langen: Anschauungsformen in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts. Rahmenschau und Rationalismus. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1968 (unveränderter reprografischer Nachdruck der Ausgabe Jena 1934).

[8] Benjamin Franklin: Lebenserinnerung. Hg. Manfred Pütz. In der deutschen Übertragung Gottfried August Bürgers (Teil I, 1792) sowie der Kapp-Auerbachschen Fassung (Teil II–IV, 1876), durchgesehen und nach der kritischen Ausgabe von L. W. Labaree (Yale 1964) ergänzt von Gottfried Krieger. Zürich: Ex Libris 1985, 7. Die Stelle lautet im Original: «[...] that were it offer'd to my Choice, I should have no Objection to a Repetition of the same Life from its Beginning, only asking the Advantage Authors have in a second Edition to correct some Faults of the first.» (The Autobiography of Benjamin Franklin. A genetic Text. Edited by J. A. Leo Lemay and P. M. Zall. Knoxville: University of Tennessee Press 1981, 1).

[9] [Ulrich Bräker]: Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg. Hg. H. H. Füssli. Zürich: Orell, Gessner, Füssli und Compagnie 1789, 7.

[10] ebd. 107.

[11] ebd. 233.

[12] ebd. 234.

[13] Heinrich Bosshard: Eines schweizerischen Landmannes Lebensgeschichte. Hg. Johann Georg Müller. Winterthur: Steinerische Buchhandlung 1804. Auszugsweise abgedruckt in: Flausen im Kopf. Schweizer Autobiografien aus drei Jahrhunderten. Hg. Alfred Messerli. Zürich: Unionsverlag 1984, 25–26. Die «Bioi paralleloi» (entstanden ca. 105–115) wurden auch von Rousseau seit seiner Kindheit immer wieder gelesen. Ebenso kannte Benjamin Franklin sie seit seiner Jugend; vgl. The Autobiography of Benjamin Franklin (wie Anm. 8), 11. Und Bräker notiert am 6. Januar 1782 in seinem Tagebuch, er lese den Plutarch mit Vergnügen; vgl. Chronik Ulrich Bräkers. Auf der Grundlage der Tagebücher 1770–1798. Hg. Christian Holliger, Claudia Holliger-Wiesmann, Heinz Graber und Karl Pestalozzi. Stuttgart/Bern: Haupt 1985, 205.

[14] Der unveröffentlichte Brief befindet sich im Nachlass von Johann Georg Müller (Stadtbibliothek Schaffhausen: Ministerialbibliothek Schaffhausen), zusammen mit 16 anderen Briefen H. B.s an E. Gaupp, J. K. Häfeli und J. G. Müller (Faszikel 575/7 – 11, 149/9 – 10, 190/22 – 31).

[15] U. Bräker (wie Anm. 9), 234.

[16] J.[akob] Kreis: Aus der Guten alten Zeit oder Jugenderinnerungen eines Werkmeisters. Flawil: Buchdruckerei Flawil AG 1919, 38.

[17] Georg Simmel: Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine Erkenntnistheoretische Studie. München/Leipzig: Duncker & Humblot [5]1923, 55.

[18] Arthur C. Danto: Analytische Philosophie der Geschichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974, 214. Die Stelle lautet in der Originalausgabe: «Accounts, [...] must by their nature leave things out, and in history as elsewhere it is the mark of some one capable of organizing a subject that he knows what to exclude, and is able to assert that some things are more important than others.» (Arthur C. Danton: Analytical Philosophy of History. Cambridge: University Press 1965, 131).

[19] Johann Christoph Sachse: der deutsche Gil Blas oder Leben, Wanderungen und Schicksale [...] Von ihm selbst verfasst. Eingeführt von J. W. Goethe. München: Winkler 1964 (Die Fundgrube, 11), 159.

[20] Ferdinand Fellmann: das Ende des Laplaceschen Dämons. In: Geschichte – Ereignis und Erzählung. Poetik und Hermeneutik V. Hg. Reinhart Koselleck und Wolf-Dieter Stempel. München: Fink 1973, 115–138, hier 120.

[21] Thomas Mann: Joseph und seine Brüder. Gesammelte Werke in 13 Bänden. Bd. V. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1960, 1483.

[22] U. Bräker (wie Anm. 9), 227–229.

[23] F. Fellmann (wie Anm. 20), 131.

[24] Stanisław Lem: Leben. In: Neue Rundschau 94 (1983), 32–54, hier 38.

[25] Georges Duby und Guy Lardreau: Dialogues. Paris: Flammarion 1980, 70.

[26] ebd. 70. Das Gespräch ist auch auf deutsch erschienen. Georges Duby und Guy Lardreau: Geschichte und Geschichtswissenschaft. Dialoge. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982 (suhrkamp taschenbuch, wissenschaft, 409). Hier befindet sich die zitierte Stelle auf S. 68.

[27] Jakob Birrer: Sonderbare Erinnerungen und Merkwürdige Lebensfahrten [...] Nach des blinden Mannes eigenen Angaben getreulich dargestellt und mit einigen erbaulichen Betrachtungen und schönen Liedern erweitert von H. Nägeli, Sekundarlehrer. Zürich: Orell, Füssli und Compagnie 1839. Vgl. Gertrud Wyrsch-Ineichen: Ignaz Scherr (1801–70) und das Normal-, Taubstummen- und Blindenschulwesen seiner Zeit bis 1832. Diss. Zürich 1986, 288–291.

[28] Werner Mooser (1886–1965): Meine Lebensgeschichte. In: Flausen im Kopf (wie Anm. 13), 255–284, hier 271.

[29] Vgl. Katharina Rutschky (Hg.): Deutsche Kinder-Chronik. Wunsch- und Schreckensbilder aus vier Jahrhunderten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1983, XLI.

[30] Jakob Stutz: Sieben Mal sieben Jahre aus meinem Leben. Als Beitrag zu näherer Kenntniss des Volkes. Pfäffikon (ZH): J. U. Zwingli 1853, 434.